

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 1

Artikel: Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel
[Fortsetzung folgt]
Autor: Hoffmann, K.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nes Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltfam.“

Rudolf schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendrot blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: „So habe auch ich noch aus dem Minnebecher getrunken, einen tiefen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!“

Wir saßen schweigend nebeneinander; allmählich brach die Dunkelheit herein. Im Garten war alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Akkord angeschlagen, und von einer tiefen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o schöne Rosenzeit!

Für sich selbst nur leben, ist schlimmer als sterben.

Wir sollen uns unser Recht auf Leben,

Indem wir es opfern, täglich erwerben.

Wir sollen es dienend der Menschheit geben.

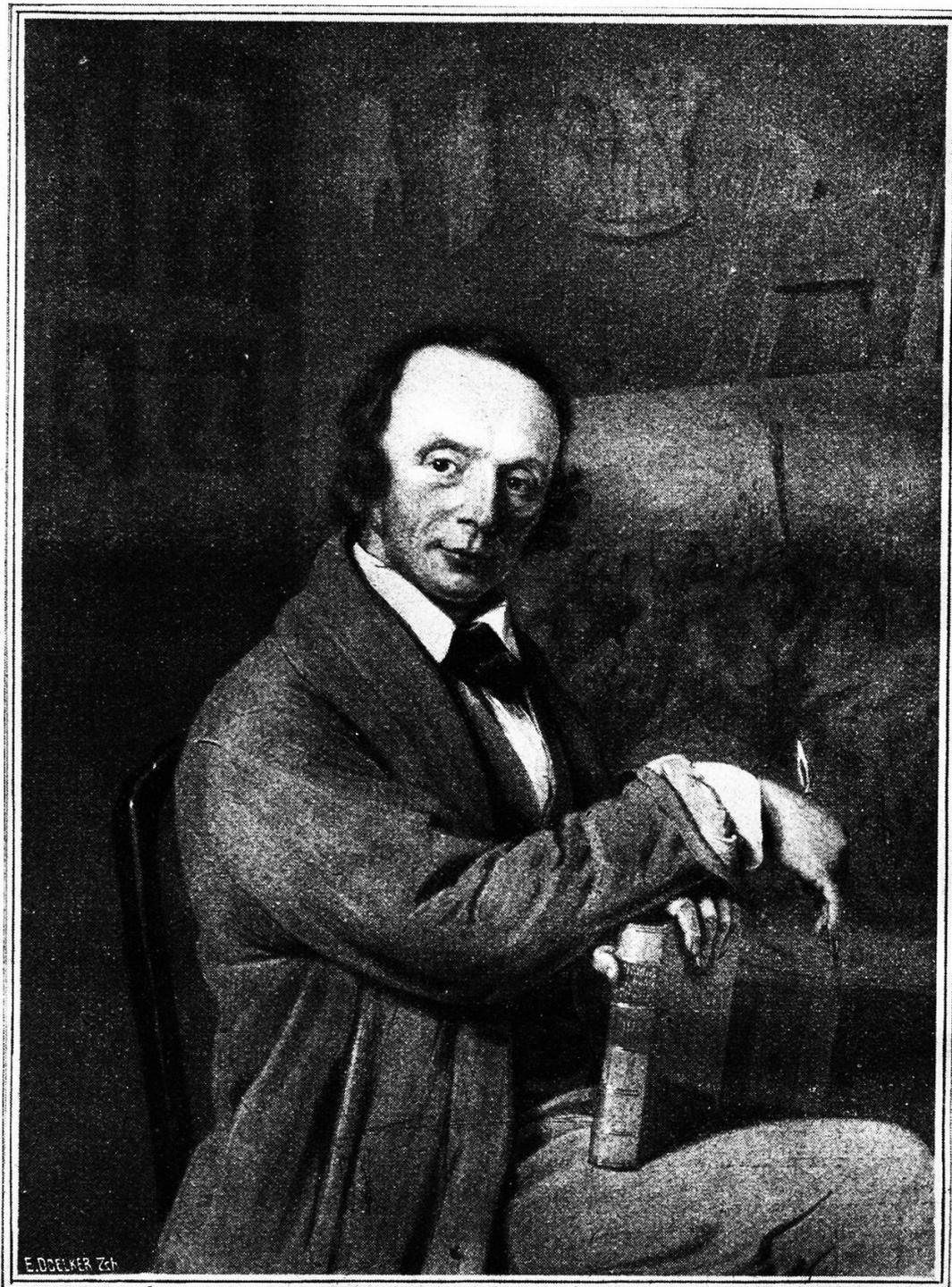
Ilse Franke.

Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel.

Von R. E. Hoffmann (Zollikon).

Am 20. April des Jahres 1808 herrschte beim „Gelben Hörnli“, dem Wohnhaus des Zürcher Ratsherrn und Zuckerbäckers David Vogel im Zürcher Niederdorf, schon am frühesten Morgen ein lautes und außergewöhnliches Treiben. An jenem Tage sollte Ludwig, der einzige Sohn des Ratsherrn, seine erste große Wanderfahrt außer Landes antreten. Als zünftiger Zuckerbäcker und eifriger Jünger der Zeichen- und Malkunst sollte der neunzehnjährige junge Mann in Wien an der Akademie der Künste seine Studien fortsetzen — in Wien, wo auch der Ratsherr vor Jahren eine frohe Zeit verlebt hatte. — Im Niederdorf, bei der grauen Gasse, versammelten sich alle Verwandten und Freunde des „gelben Hörnli“, um von Ludwig Vogel Abschied zu nehmen. Aus dem ehrwürdigen Hause „zur Henne“ hatten sich die hochbetagten Großeltern zu dem außerordentlich wichtigen Augenblick im Leben ihres Enkels eingefunden. Vom „Kindli“, aus der Marktgasse, von der Stüßihoffstatt, aus der Alt- und Neustadt kamen die Onkels und Tanten, Vettern und Bäschen, — allen voran der Obmann der Zürcher Künstlergesellschaft Heinrich Füßli mit seiner Frau und mit dem lieblich leuchtenden Dreigestirn seiner Töchter. Von diesen war Susette die hübscheste. Auf sie hatte der Ratsherrnsohn schon seit der Schul- und Lehrzeit seine Blicke geworfen und hatte, wie man sich im Geheimen anvertraute, ein Herzensbündnis für spätere Jahre mit ihr geschlossen. Außer den Verwandten kamen aber auch die nächsten Hausfreunde der Familie des Rats-

herrn: der Dichter des munteren Liedes „Freut Euch des Lebens“ J o = h a n n M a r t i n U s t e r i und der mit dem Ratsherrn Vogel um die so = z i a l e G e b u n g Z ü r i c h s b e s o r g t e C h o r h e r r R a h n , sowie die Zunftgenossen



Ludwig Vogel. Gemalt von Dietler. 1846.

von S a f r a n , in deren Kreis zwei Jahre zuvor Ludwig nach feierlicher Prüfung das Zeugnis des „gelernten Zuckerbäckers“ empfangen hatte; sodann Ludwigs Lehrer in der Malkunst C o n r a d G e s z n e r und viele andere Herren der Künstlergesellschaft, die von dieser Reise Ludwig

Vogels einen reichen Gewinn und neuen Ruhm für Zürichs Namen und Kunst erhofften.

Endlich war der entscheidende Augenblick im Leben Ludwig Vogels da. Wenige Minuten vor 5 Uhr fuhr eine mächtige Reisekutsche beim „Gelben Hörnli“ vor. Der Kutscher gab mit Peitschengeknall seine Anwesenheit kund, sodaß alle Bewohner der Nachbarhäuser aus ihren Morgenträumen erwachten und an die Fenster eilten, um durch die halbgeöffneten Jalousien nach dem unlieben Störer ihrer Morgenruhe auszuspähen.

Aus dem Fenster seines „blauen Stübli“, hoch im Giebel seines Elternhauses, warf Ludwig Vogel einen letzten Blick auf die Dächer und Straßen seiner Vaterstadt. Dann verbarg er noch rasch in einer Spalte nahe beim Gesims ein Zettelchen, auf das er sich eine „Gewissensfrage“ aufgeschrieben hatte, die er sich bei seiner Heimkehr beantworten wollte. Wenige Augenblicke später stieg er mit Mutter und Vater die schmale Holztreppe im Hause hinunter. Die Haustür geriet in mächtige Bewegung. Der junge Wanderer aber trat unerschrocken auf die Straße, reichte ein letztes Mal den Eltern und den Umstehenden die Hand und schwang sich mit kühnem Sprung in den Reisewagen, der mit Koffern und Malutensilien schwer bepackt war. Hier nahm er auf dem Rücksitz gegenüber zwei älteren Luzerner Damen Platz, die ihm das wohlmeinende Schicksal als Begleiterinnen auf die Reise mitgab. So fuhr der junge Zürcher Maler voll Hoffnungen in die Welt.

Von seinem Sitze war es Ludwig möglich, noch eine kurze Zeitlang die Straßenzeile des „Niederdorfs“ und das „gelbe Hörnli“ mit der großen Firmatafel des Zuckerbäckergeschäftes im Auge zu behalten — den glücklichen Erdenfleck seiner Jugend, den er zurückließ und den er bei seiner Heimkehr ganz verändert wieder antreffen sollte!

Nach mehrstündiger Fahrt ward W i n t e r t h u r erreicht, woselbst sich wieder Verwandte um die Reisenden drängten. Danach rastete man in K o n s t a n z und eilte um das schwäbische Meer direkt ins Schwabenland hinein. In Meersburg, Ravensburg, Wurzach und Memmingen wurde allemal in den altmodischen Gasthöfen mit den heimelig ansprechenden Tiernamen — dem „blauen Löwen“, dem „weißen Ochsen“, dem „goldenen Schwan“ — übernachtet. So gelangte man in mehreren Tagereisen nach A u g s b u r g, der ehemals freien Reichsstadt, über die der französische Schriftsteller und Gelehrte M i c h e l d e M o n t a i g n e im Jahre 1580 urteilte: „Elle est la plus belle ville de l'Allemagne, comme Strasbourg est la plus forte.“ — Alle die genannten Städtchen und Städte waren ums Jahr 1808 größtenteils noch von mittelalterlichem Aussehen. Sie hatten noch Gräben, Türme und Tore. Überall rauschten die Brunnen auf Straßen und Plätzen, die Sammelpunkte der Mägde, die sich hier von alten und neuen Begebenheiten erzählten. — Wenn bürgerliche oder kaiserliche Feste gefeiert wurden, sprudelten jene Brunnen oftmals von goldgelbem Wein, der lebendigen Kraft jenes gesegneten Bodens.

In Augsburg beeilte sich Ludwig Vogel, dem bekannten Stadtzuckerbäckermeister P r e i s e r nachzufragen und diesen aufzusuchen; denn Preiser war bei Ludwigs Großvater im „gelben Hörnli“ Lehrling gewesen und erinnerte sich stets mit Dankbarkeit der Freundschaft, die er dort erfahren hatte zu der Zeit, wo er gemeinsam mit Ludwigs Vater, dem Ratsherrn,

das „lächerlen“ erlernte. Eine unverkennbare Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit dem Rats Herrn schien ihm Ludwig zu haben — aber auch eine Ähnlichkeit des „guten Herzens“!

Der junge Zürcher hätte wohl Lust gehabt, die Stadt der reichen Fugger und Welferinnen etwas genauer kennen zu lernen, aber die beiden Reisebegleiterinnen drängten schon nach einigen Stunden ungeduldig zur Weiterfahrt, um in München vor Einbruch der Nacht anzulangen. Hätte Ludwig auch nur eine Nacht in Augsburg zugebracht — ihm wären im Traume zweifellos die erzbeschilderten und behelinten Ritter und Reifigen erschienen, die einstmals unter der verschwenderisch prächtigen Reichsherrschaft des römisch-deutschen Kaisers Maximilian I. auf den Straßen Augsburgs ihre Turniere abhielten — in goldenen Helmen und Panzern — wie Ludwig Vogel solche in einem seiner Gemälde den aus der Schlacht am Morgarten heimkehrenden siegreichen Schweizerbauern als „Trophäen“ mitgab.

Zweifellos machte das altertümliche Augsburg damals auf Vogel einen tiefen, lange nachwirkenden Eindruck.

Am Abend des 29. April ward München erreicht. Die beiden Begleiterinnen stiegen im Gasthaus „zur goldenen Ente“ ab. Ludwig aber wurde von seinem Onkel-Göttli, dem Kaufmann Wegmann, in Empfang genommen und atmete erleichtert auf, als er seine Schutzgöttinnen außer Gesichtswerte wußte. Am Abend vor dem Schlafengehen kramte er aus seiner Briefftasche ein Brieflein hervor, das ihm die Eltern wohlversiegelt mitgegeben hatten, und las gerührten Herzens und nicht ohne einen Anflug von Heimweh ihre mannigfachen Ermahnungen und Wünsche: „Gott erhalte dich und segne dich — schrieb die Mutter — „er sei dein Beschützer vor allen Gefahren, zu Ihm will ich beten, daß er dich uns erhalte zu unserer Freud' und Trost in alten Tagen — dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig. — So werden wir willsgott uns einst froh und herrlich vergnügt wiedersehen; ach, wie herrlich wird das sein!“ — Und der Vater fügte dem Brief der Mutter bei: „Ich darf hoffen, daß mein innigster Wunsch erfüllt werde! — mein höchster Wunsch ist, daß du nicht nur mein guter Sohn, sondern mein bester Freund werdest. Väterliche Liebe darf oft nicht Nachsicht haben, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist nicht eigentlich zur Freundschaft im engsten Sinn des Wortes geeignet; wie oft wird es durch Selbstgefühl des einen und Empfindlichkeit des andern zurückgehalten, — aber glaube mir, gerade dies, daß du nicht Furcht sondern Liebe, und nicht nur Liebe sondern Freundschaft im engsten Sinn der Worte gegen mich haben werdest, war mein höchstes Bestreben; ich suchte dich von Jugend auf dazu zu gewinnen; du wirst mir meinen Wunsch erfüllen und mir in jedem Fall, wo du in mir einen Freund bedenkst, offen und herzlich schreiben. Du kannst, glaub' es mir, keinen besseren haben, weil keiner dich so sehr lieben kann, wie ich dich liebe! . . .“ so schrieb der Zürcher Rats Herr und Zuckerbäckermeister David Vogel seinem scheidenden Sohne; und der ganze weitere Briefwechsel und persönliche Verkehr zwischen Vater und Sohn bestätigt, daß sich dieser die väterlichen Mahnworte zu Herzen nahm!

Wie groß war Ludwigs Freude, als er schon gleich in den nächsten Tagen einen Brief von der Mutter empfing, worin sie ihm über den Vater und sich und von seinem „blauen Stübli“ schrieb: „Wir reden oft, oft von

Du, stehen vor deinem Porträt, besonders ich wie vor einem Mariabild, und stellen dich uns recht lebhaft vor; aber gewiß, ich halte mich recht ritterlich; nur abends um 1/28 Uhr ist mir, ich sollte dich läuten hören. Denk', deine Stube war schon den andern Tag nach deiner Abreis ganz in der Ordnung und ist jetzt recht nett. Der liebe Papa rangierte deine Sachen, Zeichnungen und Gemälde den ersten Tag alles in Ordnung. Lisbethli fegte und putzte, und ich zertrümmerte dein Bett, denn dies und alles, was du brauchtest,



In Brienz. 1846.

machte mir das Heimweh; aber jetzt kann ich fröhlich in die Stube gehen, weil alles verändert ist! Der Vater hing viele Porträts in der Stube und im Kämmerli auf, und heut' erlasen wir den Grümpel und warfen fort, was nichts taugt. Der Steinkasten mit den wohlgeordneten Mineralien ist und bleibt an Ort und Stell. Die Kommode und Simse hat der Vater angestrichen; kurz, du würdest dich nicht mehr kennen, wie ordentlich alles aussieht."

Ludwigs „blaues Stübli" bezog nun ein Freund des Vaters, Herr Rebmann. Das hintere Stübli, das gegen die „graue Gasse" lag, ward dem Pfarrer von Glattfelden eingeräumt, der, wenn er zu Pfarrkonventen oder zum Markt nach Zürich kam, im „Gelben Hörnli" abzusteiigen pflegte.

In München galt Ludwig Bogels erste Entdeckungsfahrt der öffentlichen Gemäldegalerie, die damals noch nicht in dem prächtigen und geräumigen Gebäude der „Alten Pinakothek" untergebracht war und in sechs Sälen die prächtigsten Bilder aus Italien und aus dem Norden in einer grenzenlosen, phantastischen Unordnung vereinigte. Ludwig hatte anfangs Mühe, sich in dem chaotischen Durcheinander zurechtzufinden. Da ent-

deckte er „einen ganzen Saal voll Rubensgemälde, herrliche Italiener und viele flamländische Stücke, welche ihn besonders frappierten“: „O, was das für eine Augenweide war!“ — Auch einige auserlesene Landschaften von Claude Lorrain, Poussin u. a. fielen ihm auf. Da eine Menge Bilder keine Unterkunft hatte finden können, waren diese in die Kurfürstliche Sammlung des Lust- und Jagdschlosses zu Schleißheim, zwei Wegstunden weit von München, gebracht worden. Auch dieses besuchte Ludwig in Begleitung einiger Altersgenossen. — Im „großen Theater“, wohin ihn der Onkel-Götti mitnahm, sah er „den wilden Taumel eines großen Ballets“, das „Doctor Faust“ betitelt war. „Alle Höllen- und Feenkünste entfalteten sich bei einer starken schönen Musik und eben solchen Dekorationen und Kostümen, ohne doch die Seele ergötzen zu önnen.“ — Notabene: der zweite Teil des Goetheschen „Faust“ war damals noch nicht geschrieben und Gounods berühmte Faustoper „Margarethe“ entstand erst fünfzig Jahre später. —)

Ludwig Bogels größter Wunsch wäre nun gewesen, auf der brausenden Tzar und auf der Donau zu Schiff nach Wien zu fahren, aber der Onkel-Götti und die beiden Begleiterinnen aus der Schweiz widersetzten sich mit aller Macht diesem ungeheuerlich wagemutigen Plan, indem sie die Kühle der frühen Jahreszeit und die gefährlichen Folgen einer Wasserfahrt befürchteten.

So beschloß die Reisegesellschaft, der sich auch Onkel Wegmann anschloß, die Landstraße über Braunau und Linz statt der schöneren Wasserstraße, an der die malerischen Städte Reaensburg und Passau liegen, zu erwählen. Es ward eine lange, heiße und staubige Fahrt; und in der Wiener Retourkutsche, die man gemietet hatte, stellten sich statt der Katarrhe, vor denen man sich gefürchtet hatte, eine Menae anderer Widerwärtigkeiten ein.

Eine Wegstunde vor Wien, an der „Linie“, wurden die vier Reisenden von dem biederen Schweizervetter und Landsmann Jacques Hottinger, einem Jugend- und Geschäftsfreunde des Zürcher Rathherrn David Vogel und einem Schwager Heinrich Füßlis, erwartet. Nach der Begrüßung schwang Hottinger sich auf den Sitz neben den Kutscher, und vorwärts ging es, — geradeswegs auf Wien los. In einer der Vorstadtstraßen hielt der Wagen bei einem Hause, das Hottingers Wohnhaus war, an. Hier war Ludwigs Leidensfahrt zu Ende! — In der Familie Hottinger, die ihm größtenteils schon von Zürich her bekannt war, sollte er zunächst in der fremden Weltstadt Unterkunft finden, — von hier aus die Wiener Kunstakademie besuchen, — von hier aus den ersten Blick in ein neues großes Volksleben tun.

An einer weithin sichtbaren Firmentafel las man in riesengroßen Lettern die Aufschrift: „Jacques Hottinger, Seidenwaren en gros et en detail“, und aus den Fenstern des obern Stockwerks lachten dem jungen Ankömmling, wie zur Bestätigung jener Inschrift, vier rosige Mädchengesichter entgegen die er teilweise schon von Zürich her kannte und die schon längst sehnsüchtig und neugierig nach dem neuen Gast auswählten. Unter der Thür aber hießen den jungen Weltwanderer die Mutter Hottinger und ihre beiden Söhne willkommen. — Bei solcher allgemeinen Willkommfreude konnte Ludwig Vogel der Abschied von den sauerblickenden Mienen der beiden härbeißigen Luzer-

ner Frauen in der Reisefuttsche nicht sehr schwer fallen. Ihm klopfte das Herz, er wußte kaum selbst, warum! Geschwind, geschwind nahm er sein Kistchen und seinen Nachtsack aus dem Wagen und eilte, die lieben Leute zu sehen. In einem Briefe stellte er sie alle mit Namen den fernern Eltern vor: die Lisette, die Regula, die Esther und die Rike, den Jacques und den Conrad und zuletzt noch den Jüngsten, der sich zuerst zaghaft hinter der Mutter versteckt hatte — den Heinrich: das war das hottingerische Siebengestirn!

So war nun Ludwig in Wien alücklich unter Dach und Fach und bezog im Hottinger'schen Hause mit seinem ihm gleichaltrigen Studiengenossen, dem zu allen Teufelstreichern aufgelegten Conrad Hottinger, das selbe Zimmer; denn wie hätte die Familie mit der großen Kinderchar in den engen Räumen ihres Wiener Vorstadthauses sich anders einzurichten gewußt! Oftmals mochte Ludwig in jenen ersten Tagen seines Wiener Aufenthalts mit Heimweh an sein „blaues Stübli“ in Zürich zurückdenken und davon dem jungen Freunde erzählen, sodaß auch dieser Lust bekam, es einmal kennen zu lernen.

Die Berichte, die Ludwig Vogel seinen Eltern und den in Zürich gebliebenen Freunden aus Wien sandte, gehören zu den reizvollsten und ansprechendsten Schilderungen in seinem Briefwechsel. Nicht, daß immer nur Frohes und Erfreuendes darin zu lesen wäre. Auch von bitterer Kriegsnot, von Sorge, Krankheit und Tod wird darin berichtet. In der Familie Hottinger aber fühlte sich Ludwig Vogel allezeit — auch später noch, wo er nicht mehr bei ihr wohnte — wie „daheim“. Und wenn er einmal, als die



Aus Lienhard und Gertrud. 1807.

Reihe an ihm war, seinen Wiener Malerfreunden eine Preisaufgabe zu nennen, statt der damals in ihrem Kreise beliebten biblischen oder historischen Vorgänge eine freizuwählende Szene aus Pestalozzi's Erzählung „Lienhard und Gertrud“ vorzuschlug, so geschah dies sicherlich nicht nur, weil Pestalozzi ein naher Jugendfreund seines Vaters und weil Pestalozzi's Erzählung „Lienhard und Gertrud“ ihm von Hause her lieb und vertraut war, sondern weil er und seine Freunde alltäglich im Hause der Gottingerei solche Familienszenen vor Augen hatten.

In dieser Familie atmete er beglückt auf dem fremden, ihm nie besonders sympathischen Boden Wiens „Schweizerluft“. Hier hielt ihn auch fern vom Vaterland die Heimat in ihrem Bann. Hier lernte er die Schweiz erst recht schätzen und lieben. Seine „Heimatliebe“ und sein „Heimweh“ weckten damals in ihm den Wunsch, ein Schweizermaler zu werden, „Bilder seines teuern Vaterlandes zu malen aus der Zeit, wo erstaunenswürdige Kraft mit Bescheidenheit und frommer Einfalt in der Schweiz mehr als fast nirgends anders vorhanden waren.“

Wie viel unruhiger und lebhafter als im „Gelben Hörnli“ in Zürich, wo man Tag um Tag nur an's „lackerlen“ und „travaillen“ dachte, ging es im Hause der Gottingerei in Wien her, wo acht jugendliche Gesichter um denselben Tisch saßen, und obendrein die vier sanftmütigen Malerfreunde Ludwig Bogels, unter welchen Conrad Gottinger das enfant terrible war, die Stube mit ihren Räsonnements über Kunst und mit dichtem Tabaksqualm zu erfüllen pflegten! —

In einigen zeichnerischen Studien versuchte Ludwig Vogel die Gesichtszüge der Eltern Gottinger, sowie des ältesten Sohnes und der Töchter wiederzugeben. Er sandte die Bilder an seine Eltern und an die mit der Gottinger'schen Familie verschwägerte Familie Füzli nach Zürich mit den entschuldigenden Worten: „Da habt Ihr Euern lieben Herrn Gottinger, so gut ich ihn habe zuwege bringen können; gern hätte ich ihn Euch besser gegeben, wenn es nur von meinen Wünschen abgehangt hätte. Das aber kann ich doch sagen, daß Alles, Alles bis auf den Nagel in der Wand nach der Natur ist. — Der Papa sitzt in der Schreibstube. Jacques, der älteste Sohn, handelt mit einem polnischen Juden und scheint es ihm freizustellen, ob er die Ware um den verlangten Preis nehmen wolle oder nicht. Durch die Glastüre kommt man in die Werkstatt, wodurch man etwas von den Webstühlen sehen kann.“ Den Jacques malte Ludwig Vogel auch als „K. K. Feldwebel“. — Den Zürchern, denen Bogels Bilder gezeigt wurden, namentlich aber der verschwägerten Familie Füzli, schien manches daran noch mangelhaft. Sie vermifften vor allem die Porträtähnlichkeit der Mutter Gottinger; diese, die mit ihrer Fröhlichkeit und ihrem Humor, „die Gesellschaft oft bis unter den Tisch lachen machte“, hatte in der Skizze ein gar zu „kaffee-faures Gesicht.“

In den Töchtern der Familie Gottinger fand Vogel das Ideal, das er sich von einem echten Schweizermädchen ausgedacht hatte, erfüllt. „Es ist auch empörend — klagte er in einem Brief an die Eltern — „wie die Erziehung der Mädchen oft ist. Unsere alten Schweizermädchen rufe ich mir so gerne in die Erinnerung zurück (dabei hatte er doch so liebliche junge täglich vor Augen!): die stelle ich mir so recht sanft und zart vor, aber mit gesundem Leib und Herz; jetzt sind diese sehr oft beide verdorben und anstatt

jungfräulichem Wesen affektieren die Puppen dennoch oft halbe Männer zu sein! Doch desto mehr lobe ich mir diejenigen, die jetzt noch von der alten Art sind!" — wozu er eben die Gottingertöchter, namentlich die Regula, im Stillen aber auch die Sujette Füzli in Zürich, zählen mochte.

Trotzdem die Familie Gottinger ihm in Wien Elternhaus und Heimat ersetzte, versteht man es doch, daß es ihm in dem bunten Treiben manchmal seltsam zu Mut war und daß er sich oftmals — namentlich wenn ihn in mißmutigen Stunden Zweifel an seiner künstlerischen Befähigung beschlichen — in die heimelige Stille des „Gelben Hörnli“ nach Zürich und in das dortige „blaue Stübli“ zurücksehnte. In solcher Heimwehstimmung schrieb er den Eltern in peinigenden Selbstvorfürfen über die Schwerflüssigkeit seines Talents und wie alles in ihm Unruhe sei und er nichts Rechtes dabei zu Stand bringe. In solchen immer wiederkehrenden melancholischen Stimmungen, wo er sich weder als ein vollgiltiger Maler noch als ein tüchtiger Zuckerbäcker, was er doch beides damals noch sein sollte und sein wollte, vorkam, bemühte sich die „Mama Gottinger“, das getreue Abbild der Gertrud in Pestalozzis pädagogischer Erzählung, ihn zu trösten, bis ihn die Briefe der Eltern mit guten Ratschlägen und ermunternden Trostworten wieder aufheiterten und ihm wieder neuen Glauben an sich und seine Fähigkeit gaben. Trotz der Kriegsnot — denn Ludwigs Wiener Aufenthalt fiel in die Zeit der Belagerung und Einnahme Wiens durch Napoleon — und trotz den ungeheuer schwierigen Zeiten, in denen das Geschäft ihres Mannes zum Stillstand gekommen war, sowie trotz der immer mehr zunehmenden Teuerung, die die Lebensführung fortwährend erschwerte, erschien Frau Gottinger immer aufrecht und fröhlich vor ihren Kindern und verlor selbst dann den Mut nicht, als ihr Gatte aus Kummer über den traurigen Niedergang seines Geschäftes an gebrochenem Herzen starb. (November 1809).

In den Kreis der Gottingerei brachte Ludwig Vogel bald auch seine jugendlichen Künstlerfreunde: den treuherzigen, von tiefer Frömmigkeit durchglühten, beständig auf das Seelenheil seiner Freunde bedachten religiösen Maler Friedrich Overbeck aus Lübeck, der 1789 geboren, also ein Jahr jünger war als Ludwig Vogel und dennoch der Führer der kleinen Malergesellschaft wurde; sodann den Geschichts- und Schlachtenmaler Franz Pfors aus Frankfurt, der damals an seinem berühmten Gemälde „Kaiser Rudolf II. Einzug in Basel“ malte, — einen Jüngling von vielseitigstem geschichtlichem und literarischem Wissen, ein historisch-biblisches Lexikon,, aber auch „ein Musterbild sittlicher Einfachheit, hohen Ernstes und Entschiedenheit“; ferner den Maler Josef Wintergerst aus Ellwangen (Bayern), der später an der Kantons-Schule in Marau Zeichenlehrer wurde, und den hochbegabten Josef Sutter aus Linz. — Außer ihnen, die eine weit methodischere künstlerische Vorbildung erhalten hatten als Ludwig Vogel, der diesen Mangel zeitlich beklagte, zählte auch der zweitälteste Sohn der Familie Gottinger zu dem Freundeskreis Ludwigs: der junge Conrad Gottinger. Conrads leichtblütiges wienerisches Wesen stach stark von der schwerfälligeren Art der andern Freunde ab. Er war ein Wikbold, dessen frohmütige Natur von Vogel jedoch besser verstanden wurde als von den übrigen Freunden und dessen Künstlerbegabung ihn zum Karikaturenzeichner bestimmt zu haben schien, so daß man voraus- sah, er werde sich zu einem „deutschen Hogarth“ entwickeln.

Diese jungen Maler hatten sich im Sommer 1808 zu einem *Kunst-Lerbund* vereinigt, um die Kunst „dem akademischen Schlendrian und der akademischen Lanier“ zu entreißen und sie, indem sie sie nach den großen Vorbildern der deutschen und italienischen Malerei Fra Angelico, Dürer, Rafael — zu verinnerlichen gedachten, wieder zu erneuern. Ihrer Vereinigung legten sie, ohne es doch speziell auf religiöse Kunst abgesehen zu haben, den Namen des Evangelisten *Lukas*, der das Bild der Gottesmutter gemalt haben soll, bei. Zu ihren Ideen und Anschauungen waren sie durch die romantischen Schriften *Heinrich Wackenroders* und *Ludwig Tiecks* begeistert worden: „Allen sollte die Kunst eine „Herzensangelegenheit“ werden. Mehr noch als bloß zum Auge sollten ihre Gemälde „zum Gemüt und zum Herzen sprechen“. Allen war — was uns jedoch bei Betrachtung ihrer Gemälde heutzutage kaum mehr auffällt — die akademische Schablone im tiefsten Herzensgrunde zuwider. Die meisten von ihnen waren ja auch, trotz ihres Talents, von den Kunstakademien zurückgewiesen oder bei akademischen Preisverteilungen übergangen worden. Nicht anders erging es anfänglich auch *Ludwig Vogel* an der Wiener Akademie, trotzdem er als Züricher Ratsherrnsohn mit den wirksamsten Empfehlungen an Künstler, Professoren und Magistrate versehen worden war, — Empfehlungen, die ihm den Zutritt bis zum schweizerischen Gesandten, ja, bis zum Erzbischof ermöglichten; denn außer seiner Ausbildung zum Maler hatte er ja auch die Aufgabe, in Wien zu erkunden, was für merkwürdiges Konfekt auf den Tisch jener Herrschaften gelangte oder was für Zuckerfiguren in den Auslagefenstern der Wiener Zuckerbäckereien ausgestellt waren, — um Modelle davon ins väterliche Geschäft zu schicken. Freilich, nur zu oft plagte ihn der Gedanke, daß er „so gar nichts“ in der väterlichen Profession in Wien getan habe!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Das Buch der Weisheit.

Erzählung von *Adolf Bögtlin*.

Der Krieg hatte sich ausgetobt und war, das Schwert lässig geschultert, mit müden Schritten aus dem Land gezogen; aber in seinen Stappen kamen Krankheit und Hunger daher und verwirrten den Menschen die Sinne. Sie wußten sich nicht mehr zu helfen, legten die Hände in den Schoß und flehten inbrünstig, wie lange nicht mehr zu Gott: Gib uns unser täglich Brot! Aber da sie mit ihren Bitten kein Gehör fanden, murrten sie wider ihn und haderten unter einander.

In *Wordenwald*, einem breit am Fuß eines Hügels sich hinlagernden Dorf, in einer fruchtbaren Stromebene Deutschlands, hatten die Kamine der Kleinbauern- und Arbeiterhäuser seit Wochen nicht mehr geraucht. Nun kehrten noch die Wehrleute aus Feindesland heim, und die Not wuchs wie der Fluß von den Wassern des Frühlings. So kam es, daß sich die Armen, Mann und Weib, greis und jung, an abgelegenen Orten zusammenfanden,